

**Juan Pablo
Villalobos**

Quesadillas
Roman

**Aus dem Spanischen
von Carsten Regling**

BERENBERG

Meister der Beschimpfung

»Fick doch deine Mutter, Arschloch, und verpiss dich!«

Ein passender Beginn sieht anders aus, weiß ich ja, aber in meiner Geschichte und der meiner Familie wird nun mal ständig geflucht und geschimpft. Wenn ich wirklich alles so erzähle, wie es sich zugetragen hat, komme ich um einen Haufen Schimpfwörter einfach nicht herum. Ich schwöre, es geht nicht anders, denn die Geschichte spielt da, wo ich geboren wurde und meine Kindheit verbracht habe, in Lagos de Moreno in den Bergen von Jalisco, einer Gegend, die zu allem Überfluss auch noch in Mexiko liegt. Für alle, die mein Dorf nicht kennen, möchte ich an dieser Stelle ein für alle Mal vier Dinge klarstellen: Es gibt dort mehr Kühe als Menschen, mehr *Charros* als Pferde, mehr Pfarrer als Kühe, und die Leute glauben an die Existenz von Geistern, Wundern, Raumschiffen, Heiligen und Ähnlichem.

»Arschlöcher! Verdammte Hurensöhne! Wollen uns doch alle nur bescheißen!«

Das war mein Vater, der da fluchte, ein Meister der Beschimpfung. Er tat eigentlich nie etwas anderes, aber seine stärkste Vorstellung, die, für die er den ganzen Tag zu proben schien, fand zwischen neun und zehn Uhr abends statt, zur Stunde des Abendessens und der Nachrichten. Dieses allabendliche Ritual war ein

hochexplosives Gemisch: auf dem Tisch Quesadillas, auf der Mattscheibe Politiker.

»Drecksbanditen! Korrupte Schweine!«

Können Sie sich vorstellen, dass mein Vater Lehrer war?

Bei der Schnauze?

Bei der Schnauze.

Vom Herd aus warf meine Mutter ein Auge auf die Lage der Nation, wendete gleichzeitig Tortillas und kontrollierte den emotionalen Pegelstand bei meinem Vaters. Sie schritt jedoch erst ein, wenn er kurz vorm Kollaps war und beschlossen hatte, sich an den dialektischen Ungereimtheiten der Nachrichten zu verschlucken. Erst dann verpasste sie ihm ein paar gezielte, durch tägliche Übung perfektionierte Klapse auf den Rücken, bis er ein Stückchen Quesadilla ausspuckte und die violette Färbung, mit der er uns so gerne Angst einjagte, wieder aus seinem Gesicht wich. Alles nur eine miese, leere Todesdrohung.

»Schon gut, reg dich nicht auf, sonst wirst du noch krank«, schimpfte meine Mutter und prophezeite Schlaganfälle und Magengeschwüre, als hätte es nicht gereicht, dass er um ein Haar an einer tödlichen Mischung aus Industriemais und geschmolzenem Käse verreckt wäre. Später versuchte sie, uns mit dieser für Mütter typischen Inkonsequenz zu beruhigen.

»Keine Panik, er braucht das, um sich abzureagieren.«

Wir ließen ihn, denn längst war ein mörderischer Bruderkrieg um die Quesadillas entbrannt, eine wüste Schlacht mit dem egoistischen Ziel, nicht zu verhungern. Am Tisch kämpften sechzehn Hände, achtzig Finger erbittert um jeden Maisfladen. Herausforderer waren meine sechs Geschwister und mein Vater, allesamt hoch qualifizierte Technokraten, wenn es um das Überleben in einer Großfamilie ging.

Kaum hatte meine Mutter verkündet, dass die Quesadillas zur Neige gingen, tobte die Schlacht noch heftiger.

»Meine!«

»Nein, meine!«

»Du hast schon achtzig gehabt!«

»Stimmt nicht.«

»Schnauze!«

»Ich hatte nur drei.«

»Ruhe! Man versteht ja überhaupt kein Wort!«, brüllte mein Vater, dem die beleidigenden Zumutungen im Fernsehen lieber waren als das Geschrei am Esstisch.

Meine Mutter stellte den Herd ab und gab jedem von uns eine Quesadilla – ihre Auffassung von Gerechtigkeit: die Diskrepanzen der Vergangenheit ignorieren und die vorhandenen Ressourcen gleichmäßig verteilen.

Die Bühne des täglichen Gefechts war unser Haus, eine Art Schuhkarton mit Asbestdeckel. Dort lebten wir seit der Hochzeit meiner Eltern, besser gesagt, *sie* lebten dort seit ihrer Hochzeit, der Rest von uns kam später, ausgestoßen vom Mutterleib: einer nach dem anderen, und noch einer, am Ende auch noch paarweise. Die Familie wuchs, das Haus aber nicht, so dass wir unsere Matratzen kürzen, miteinander teilen und tagsüber in die Ecken stellen mussten, um genügend Platz zu haben. Das Haus war und blieb immer eine einzige Baustelle. Schamlos gaben die Wände den Ziegelstein preis, der eigentlich – gesellschaftlichen Konventionen entsprechend – von einer Schicht aus Zement und Farbe hätte bedeckt sein sollen. Der Boden war so weit fertig, um ihn zu fliesen, doch dazu kam es nicht. Dasselbe mit den Kacheln, die nie an die für sie bestimmten Stellen in Bad und Küche gelangten. Es war, als gefiele es unserem Haus, halbnackt oder bestenfalls spärlich be-

kleidet in der Gegend herumzustehen. Ich spare mir Details über den Zustand der Strom-, Gas- und Wasserleitungen, das Haus war ein Gewirr aus Rohren und Kabeln, und an manchen Tagen mussten wir das Wasser mit dem Eimer aus der Zisterne holen.

Das alles ist schon über fünfundzwanzig Jahre her, es waren die Achtziger, als ich mich von einem Kind in einen Heranwachsenden und von einem Heranwachsenden in einen Jugendlichen verwandelte, froh, davon geprägt zu sein, was manche als bäuerliche Weltsicht oder die Philosophie der Provinz bezeichnen. Damals war ich der Meinung, Menschen oder Ereignisse im Fernsehen hätten nichts mit uns und unserem Dorf zu tun und die Szenen auf dem Bildschirm spielten in einer anderen, einer aufregenderen Wirklichkeit, die nie mit unserer öden Lebensweise in Berührung kam. Bis eines Abends, während unserer täglichen Quesadilla-Schlacht, Unglaubliches geschah: Unser Dorf kam in den Nachrichten vor, gleich am Anfang. Mit einem Mal war es so still, dass außer der Stimme des Reporters auch das leise Geräusch der Tortillas auf ihrem Weg zum Mund zu hören war.

Während der Reporter berichtete, das Rathaus sei von Rebellen besetzt, flimmerten abwechselnd zwei Standbilder über den Bildschirm: die von Müllbergen – der Sprecher nannte sie *Barrikaden* – blockierte Hauptstraße und ein brennender Reifen mit seinem unzertrennlichen, aufstrebenden Gefährten, dem dicken schwarzen Qualm. Ich warf einen Blick aus dem Küchenfenster unseres Hauses auf dem Cerro de la Chingada und fand die Nachrichten bestätigt. Vier, fünf unheilvolle schwarze Rauchwolken versperrten die Sicht auf die Dorfkirche, ein hässliches Ding aus rosa Sandstein, von überall im Dorf zu sehen und Unterschlupf einer Horde Priester, die uns ihre aus mürrischer Überheblichkeit bestehenden religiösen Ansichten aufnötigten.

Aus den Meldungen ergab sich, warum meine Eltern plötzlich nur noch flüsterten und ständig das Telefon klingelte, weil Papas Kollegen anriefen. Hätte ich ein bisschen besser aufgepasst, ich hätte keine Nachrichten gebraucht, um zu kapieren, was los war, aber ich befand mich im zarten Flor früher Jugend und war, wie man sich denken kann, vor allem mit mir selbst beschäftigt. Am Ende unterbrach mein Vater die landesweit übertragene Gewaltorgie unserer Dorfbellen mit wildem Gefuchtel, dass der Maisbrei nur so spritzte.

»Was sollen sie denn bitteschön machen, wenn sie ihnen die beschissenen Wahlen klauen? Wenn die da oben nicht verlieren wollen, sollen sie doch einfach auf die verfluchten Wahlen verzichten, und kein Mensch baut Scheiße!«

Kurze Zeit später schlich ein mit Lautsprechern bestückter Pick-up am Haus vorbei und rief uns krächzend zu einem unverständlichen Akt von Bürgersinn auf, der Art, dass wir die Straße meiden und auf keinen Fall das Haus verlassen sollten. Bis auf weiteres. Wenn die Bekanntmachung schon bis zum Cerro de la Chingada vorgedrungen war, wo es nichts als ein paar Hütten und dorniges Gestrüpp gab, dann war die Lage wirklich ernst.

Meine Mutter stürzte in die Küche und kam mit Tränen in den Augen zurück.

»Schatz«, wandte sie sich mit zitternder Stimme an meinen Vater, und wie immer war die zärtliche Einleitung der Auftakt zu einer größeren Katastrophe. »Wir haben nur noch siebenunddreißig Tortillas und achthundert Gramm Käse im Haus.«

So begann die Zeit der Quesadillarationierung, die in der politischen Radikalisierung der gesamten Familie mündete. An der Größe der Quesadillas, die unsere Mutter uns servierte, konn-

Leseprobe aus:

Juan Pablo Villalobos

Quesadillas

Roman

Aus dem Spanischen von Carsten Regling

144 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Si viviéramos en un lugar normal« bei Editorial Anagrama, Barcelona.

© 2012 Juan Pablo Villalobos

© der deutschen Übersetzung:

2014 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack, Hamburg

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-73-3



BERENBERG